

Der arme Millionär.

Eine tragikomische Geschichte von Max Hirschfeld.

„Sie lassen sich also auch einmal bliden, mein lieber Herr Schröder! Wie lebenswürdig von Ihnen! Seien Sie mir herzlich willkommen!“ Der Hofrath drückte seinem Besucher herzlich die Hand und wies auf einen Sessel, der dem Sitz an seinem Schreibtische gegenüber stand. „Wie geht es Ihnen denn, mein werther Herr Kommerzienrath? Ich hoffe, daß Ihre liebe Familie wohl ist — auch Ihre Frau Gemahlin — habe ich — schon eine Ewigkeit — nicht — gesehen.“

Die letzten Worte hatte der Hofrath etwas zögernd ausgesprochen, denn es war ihm aufgefallen, daß der sonst so muntere Kommerzienrath fast kein Wort sprach und eine ziemlich trübselige Miene aufsetzte. Nun mußte er ihn auch etwas genauer, und jetzt ward er inne, daß sein Freund Schröder zwar immer noch anständig, aber doch nicht mit der an ihm gewohnten Eleganz gekleidet war. In seinem ganzen Wesen lag offenbar etwas Gedrücktes.

„Ich danke Ihnen, Herr Hofrath, ich danke Ihnen recht sehr,“ erwiderte Schröder, indem er jenem seine Rechte hinstreckte, die aber nur flüchtig berührt wurde. „Es freut mich, daß ich bei Ihnen die alte Freundschaft wiederfinde — übrigens geht es mir wohl, — auch meiner Familie — die Mißgrüne meiner Frau ist augenblicklich etwas stärker, als gewöhnlich, aber das hat nichts zu sagen —“ Er murmelte noch Einiges in den Bart.

Der Hofrath kam aus einem innerlichen Staunen nicht heraus, er konnte sich das verwandelte Wesen des Kommerzienraths nicht erklären. Sonst konnte es kaum einen stolzeren Mann geben, und nun sah er so demüthig da, so wie — ja, er konnte keinen anderen Vergleich finden — wie ein Wittsteller.

Aber das war er sicherlich nicht; der Hofrath mußte über diesen Gedanken lächeln. Kommerzienrath Schröder war ja als einer der Reichsten der Stadt bekannt. Oder sollte ein plötzliches Falliment —? Werther Herr Kommerzienrath, Sie verstehen eine Frage“, sagte er, „ich las in der Zeitung von dem großen Preissturz in der Zuckerindustrie — ich hoffe, daß Sie von der Krisis unberührt geblieben sind —“

Jetzt huschte ein kaum merkbares Lächeln über das Gesicht des Besuchers. „Ganz unberührt kann ich nicht sagen“, erwiderte er, „aber nicht zu hart getroffen. Uebrigens haben wir ja jetzt die Sauregurkenzeit, eine Periode, in der bekanntlich überall Geschäftsläufigkeit herrscht, da pflegt dergleichen eben einzutreten.“

„Apropo Sauregurkenzeit“, unterbrach ihn der Hofrath, „wo haben Sie denn während der ganzen Badezeit geestet? Als ich mit meiner Familie nach Nordsee reiste, sah Sie noch fleißig hinter Ihrem Comptoirsche, und als wir zurückkehrten, fand man Sie noch immer bei der Arbeit. Wo also —“

„Ich war zu Hause!“
„Sie waren zu Hause?“ fragte der Hofrath und wich zurück, als ob er auf eine Schlangengrube getreten wäre. „Sie haben doch eine Villa in —“

„Nun ja — die habe ich — aber ich wollte gern einmal daheim bleiben.“
„Du lieber Himmel“, sagte der Hofrath, offenbar bestürzt, „das ist doch so etwas Ungeheuerliches; man bleibt doch heutzutage nicht so ohne Weiteres zu Hause — namentlich ein Mann in Ihrer Vermögenslage —“

„Nun ja, aber es können doch Fälle eintreten — kurz und gut, ich meine, es ist doch einmal eine Abwechslung. Anstatt sich Sommer für Sommer im Bade herum zu treiben —“
„Aber ich bitte Sie, Herr Kommerzienrath, das ist doch nur eine Ausrufe, wie sie von armen Schulden gebräutet wird. Wenn ich mich nicht irre, waren wir früher darüber einer Meinung. Der Mensch muß einmal im Jahre ausziehen, wenn seine Nervenkraft nicht ganz und gar jerrüttet werden soll. Wer hielt es denn aus, ohne Rast zu arbeiten — denn auch das ist eine Anstrengung — sich zu amüsiren, was wir Großpäder eben „amüsiren“ nennen.“

Der Kommerzienrath hatte jerrüttet vor sich hingelächelt, nun griff er das letzte Wort auf. „Nicht wahr, Herr Hofrath, auf meinen Soupers haben wir uns nicht üblich amüsirt — Sie erinnern sich wohl noch das letzte Mal —“

„Ja, ja, es war recht schön — sehr lebenswürdig von Ihnen gewesen, mich einzuladen, aber aufrichtig, ich habe mich recht oft dadurch verstimmt — Sie wissen ja, wie sehr ich in Anspruch genommen bin — und wenn man eine große Familie hat —“

Da Kommerzienrath Schröder nicht antwortete, sondern stumm und ein wenig verlegen vor sich hinsah, kam der Hofrath gänzlich außer Fassung und that, was er sich sonst in seiner Wohlhabenheit einem Herrn der guten Gesellschaft gegenüber nicht erlaubt hätte, er sah ungeduldig nach der Uhr.

Und nun geschah das Unerhörte, der Kommerzienrath erhob sich, athmete einige Male tief und sammelte dann mit zu Boden geschlagenen

Bliden: „Herr Hofrath, wollen Sie mit einem großen Gefallen thun? Sorgen Sie mir hundert Mark.“

Der Hofrath starrte seinen Gast wie ein Geistes an. Also doch! Seine trübsten Ahnungen schienen sich zu bestätigen. Einem ersten Antriebe folgend, griff er in die Tasche, zog jedoch die Hand alsbald zurück.

Gewiß, sein Herz war nicht verhärtet, er fühlte noch menschlich und wußte wohl, was er einem alten Freunde schuldig sei, der plötzlich in Armuth gerathen war. Aber er mußte sich vernünftiger Weise sagen, daß dies nur ein kleiner Anfang war, gewissermaßen ein Versuchsballon, und wenn er einmal darauf einging, so war es eine Art von Zugeständniß, daß der verarmte Großhändler sich auch weiterhin in seiner Verlegenheit an ihn wenden dürfe. Und er, der Hofrath, hatte es bei seiner großen Familie doch auch nicht allzuüberflüchtig. Zu alledem, was würde seine Frau sagen, der er erst neulich 20 Mark für einen neuen Sommerhut verweigert hatte? „Bedauere unendlich, lieber Freund“, sagte er verlegen, „ich bin augenblicklich gerade schlecht bei Kasse — aber ich werde, wenn Sie zu anderen anderen Freunden gehen —“

Da lächelte Schröder wie ein Faun, trat auf den Hofrath zu, verlegte ihm einen kräftigen Schlag auf die Schulter und rief: „Hofrath, Mensch, Freund, Sie aller Botatous, ich habe mich nicht getraut, ich danke Ihnen.“

„Wie — was soll das?“
„Ich habe jetzt in Folge einer Bitte mit meinem Millionär-Kollegen Müller rund zehntausend Mark gewonnen. Ich wette, daß ein Duzend unserer gemeinschaftlichen Freunde mit auf meine Bitte nicht hundert Mark borgen würden. Bedingung war: anständiges Auftreten meinerseits und Mittheilung, daß ich in meinen Verhältnissen nicht derangirt wäre. Sie sind der zwölfte der guten Freunde, welche mir das Darlehen verweigert haben. Die gewonnenen Mark werde ich heute durch ein glänzendes Souper feiern.“

„Hahaha, Sie haben Ihre Rolle prächtig gespielt — und ich die meine, nicht wahr? — Ich komme heut' Abend, verlassen Sie sich darauf —“
„Bedauere unendlich! Nach unserem Uebereinkommen sind die zwölf guten Freunde vom Souper ausgeschlossen. Leben Sie wohl, Hofrathchen, leben Sie wohl.“

Ein verblüfftes Gesicht schaute dem davonziehenden Millionär nach.

Das Stiefkind.

Von Emil Mariot.

Die Nachbarinnen standen auf dem Treppenhof beisammen und redeten der Frau Hort in's Gewissen. „Es ist ja gewiß nicht notwendig, und auch nicht gut, so streng zu sein“, sagte die alte Frau Anselm, die schon Großmutter war und bald Urgroßmutter zu werden Aussicht hatte. „Gärte gerührt das Vertrauen, und unsere Kinder sollen Vertrauen zu uns haben. Aber zu Allem Schweigen, ist auch nicht richtig, Frau Hort.“

Diese, eine kräftige, blühend aussehende Frau von ungefähr fünfundsiebzig Jahren, nickte mit dem Kopfe. „Ja, ja, Frau Anselm, Sie haben ganz Recht. Und ich rede dem Mädel auch oft genug zu.“
„Das ist's ja eben!“ sagte eine Andere, die bürre Frau des Schneidersmeisters, eifrig. Sie hatte drei Buben, und diese wie der Meister zitterten vor ihr. „Meine Buben müssen auf's erste Wort pariren. Einmal sagen, dann schlagen: das ist mein Prinzip. Ich sage Alles nur einmal. Und wer nicht hören will, wird verhauen. Anders geht es bei den Kindern nicht. Sonst wachsen sie uns über den Kopf. Und sind wir nicht Alle geprügelt worden?“

Die Frauen gaben das zu. „Ohne Prügel wird Keiner groß“, fuhr die Frau Meisterin fort. „Und ein einziges Kopfschütteln bewirkt tausend Mal mehr als die rührendste Predigt. Was glauben Sie denn? Ihr Mädel läßt Sie einfach aus.“

Frau Hort verteidigte das Mädel. „Nein, Frau Meisterin, nein. Da thun Sie ihr unrecht. Sie ist gutartig und hat mich gern.“

„Na ja. Wenn sie eine so gute Mutter nicht gern hätte, so wäre sie ein Teufelsbraten“, sagte die Meisterin. „Dann müßte man sie erschlagen.“

Die alte Frau Anselm schüttelte mißbilligend das greise Haupt. Sie war eine Freundin harter Worte. „Gewiß ist Ihr Mädel im Grunde gutartig, Frau Hort“, sagte sie. „Aber einige Kinder werden eben immer verwöhnt. Und darin liegt eine Gefahr für das Kind. Das Verwöhntwerden macht wehleidig.“

„Verwöhnt wird sie nicht“, erwiderte Frau Hort mit einem gewissen Nachdruck. „Vom Vater schon gar nicht. Der ist im Geopentheit oft recht streng mit ihr.“

„Wirklich?“ fragte die Meisterin ungläubig. „Ich glaube es nicht, Frau Hort. Und Sie verschweigen und vertuschen ja Alles. Die Mutter ist die Hauptsache bei der Erziehung. Die Männer haben zu arbeiten, gehen ihrem Beruf nach, können sich um die Kinder nicht kümmern. Auf die Mutter kommt's an. Die trifft die Verant-

wortung, wenn die Kinder mißbrachten.“

Frau Hort lächelte ein wenig. „Meisterin, eine so große Macht haben die Mütter nicht. Die Anlage ist das Wichtigste. Sehr gute Mütter haben schon sehr böse Kinder gehabt.“

„Weil sie vermutlich zu schwach waren“, entgegnete die Meisterin hartnäckig. „Achten Sie nur fort, das Mädel zu verzärteln. Sie werden schon noch was mit ihr erleben! Wenn sie mein Kind wäre, würde ich sie tüchtig durchhauen und nicht lang reden. Uebriens... was geht's mich an?“

Damit begab sich die dütre Meisterin in ihre Wohnung und schlug stehend die Thür hinter sich zu. „Dieser Trache!“ sprach die greise Frau Anselm hinter ihr her. „Ein Glück, daß sie nur Buben hat! Die halten mehr aus. Guten Tag; Frau Hort. Ich muß hineingehen. Das Stiefel ist mir zu mühsam.“

„Haben Sie drinnen was zu thun?“ fragte Frau Hort.

„Nein. Nur sehen will ich mich. Warum? Wollen Sie etwas von mir?“

„Wenn ich Sie nicht störe, möchte ich Ihnen ein bißel Gesellschaft leisten, bis mein Mann nach Hause kommt. Sie wissen es wohl selbst: Man hat so keine Stunden, wo man nicht ganz allein ist.“

„Freilich kenne ich das. Hab' oft solche Stunden gehabt. Kommen Sie nur herein zu mir. Wir setzen uns zusammen auf's Sopha und plauschen, bis Ihr Mann kommt. Wo ist denn Ihr Mädel?“

„Wieder einmal zu einer Freundin aelauen. Und die Schulaufgaben bleiben liegen. Man hat kein Kreuz mit dem Kind. Gar keinen Ernst hat sie.“

Die alte Frau sagte nichts darauf und geleitete ihre Nachbarin in die Wohnstube. Da nahmen sie auf dem altmodischen Sopha Platz.

„Sie sind noch nicht lang in Wien?“ fragte die Greisin nach einer kleinen Pause.

„Erst seit drei Jahren. Mein Mann ist nach Wien verlegt worden, und ich bin froh darum. Schon des Kindes wegen. In der kleinen Stadt, wo wir früher waren, gibt es keine höheren Schulen, und unser Mädel soll doch etwas lernen. Wir hätten sie über kurz oder lang aus dem Hause thun müssen, und das wäre uns, bei dem Leichtsinn des Kindes, schwer gefallen.“

„Wie alt ist sie denn?“

„Knapp vierzehn Jahre. Nach der Bürgerschule soll sie einen Handelskurs besuchen.“

„Hat sie Lust dazu?“

„Oh ja. Sie hat zu allem Lust, so lang's nicht Ernst wird damit.“

„Sie haben immer nur das eine Kind gehabt? Keines verloren?“

Frau Hort sah vor sich hin. „Nein. Ich habe keines verloren“, sagte sie leise.

„Und waren immer eine so schwache Mutter?“

Die Befragte antwortete nicht gleich. „Ich bin nicht schwach“, sprach sie dann. „Es ist etwas anderes, Frau Anselm.“

Diese sah sie verwundert an. „Was denn? Können und wollen Sie mir sagen, was es ist?“

„Na.“ Sie rückte ihr näher. „Es ist nichts Schlechtes. Und Sie werden mich auch verstehen... Mein Mann und ich sind im gleichen Alter und kennen uns seit unserer Jugendzeit. Er war mir immer lieb, sehr lieb, sogar... zu lieb. Warum sollte ich's Ihnen nicht sagen? Es ist ja keine Schande, wenn man einen Menschen gern hat... auch wenn er's nicht so erwidert, wie man's wohl haben möchte... Es war nämlich eine andere da... Er liebte sie als mich. Sie war zehn Jahre jünger als ich, und fein und art und lieblich. Wie eine Bäuerin hab' ich neben ihr ausgesehen... Nein! Nein! Es war kein Wunder, daß er sie so lieb hatte. Man hat ihr gut sein müssen. Aber eines hat ihr gefehlt: eine Hausfrau war sie nicht. Davon hat sie nichts verstanden. Und wie sie seine Frau geworden war, ist sie immer zu mir gekommen. Eintausen hab' ich müssen für sie und rechnen, denn ihre Verrechnungen haben nie gestimmt, und getocht hab' ich auch für sie und ihren Mann. Ihm war es ganz recht so. Er war so verliebt in sie, daß er nichts gewollt hat, als sie verhätscheln und benutzen und lieb haben... Und ich — na! ich war wieder froh, daß ich für ihn habe sorgen und sparen und arbeiten dürfen. Auf diese Weise ist es ausgekommen gegangen, und wir waren alle drei zufrieden. Dann hat sie nach dreijähriger Ehe ein Kind geboren. Und an dem Kinde ist sie gestorben. Nicht gleich bei der Geburt. So nach und nach. Sie hat sich davon nicht erholen, hat nicht wieder zu Kräften kommen können und ist am Ende still verstorben wie ein herabgebranntes Licht...“

„Sie wendete sich ab. Frau Anselm drückte ihr die Hand. „Der arme Mann!“ murmelte sie voll Theilnahme.

„Wamohl war er arm“, sagte Frau Hort. „Von der Zeit will ich auch nicht reden. Daß er's überlebt hat... ist ein Wunder. Na, wie sie schon recht schwach war und geküßt hat, daß sie bald fort wird müssen vom Mann und dem kleinen, kaum einjährigen Wurm, hat sie einmal mit mir von ihrem Tode gesprochen. „Mein Mann ist noch jung“, hat sie gesagt. „Er wird nicht allein bleiben. So lieb wie ich wird er keine mehr haben, das weiß ich. Aber heirathen wird er. Ich weiß dich“, und sie hat sich an mich

geklammert in ihrer Noth. „Steh' Du ihm bei, wenn er falsch wählt! Steh' Du dafür, daß mein armes kleines Kind keine böse und harte Stiefmutter kriegt! Auf Dich wird er hören, wenn Du ihm sagst, um was ich Dich beeten habe. Verpflanze Du mir das?“

„Ich hab' es ihr versprochen, Frau Anselm.“

„Und auch gehalten“, sagte die Greisin ernst.

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angeschaut hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärzert sich oft über das Mädel und schilt sie und strast sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädel, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angeschaut hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärzert sich oft über das Mädel und schilt sie und strast sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädel, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angeschaut hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärzert sich oft über das Mädel und schilt sie und strast sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädel, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angeschaut hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärzert sich oft über das Mädel und schilt sie und strast sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädel, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angeschaut hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärzert sich oft über das Mädel und schilt sie und strast sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädel, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angeschaut hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärzert sich oft über das Mädel und schilt sie und strast sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädel, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angeschaut hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärzert sich oft über das Mädel und schilt sie und strast sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädel, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angeschaut hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärzert sich oft über das Mädel und schilt sie und strast sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädel, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angeschaut hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärzert sich oft über das Mädel und schilt sie und strast sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädel, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angeschaut hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärzert sich oft über das Mädel und schilt sie und strast sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädel, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.

„Ja. Und ich bin bloß ihre Stiefmutter. Und darin liegt der Grund meiner Schwäche dem Kind gegenüber. Einmal, ein einziges Mal hab' ich sie ordentlich verhalten. Zehn Jahre war sie damals alt. Und wie sie mich damals angeschaut hat mit den Augen voll Thränen und eine solche Angst in den Augen... da war mir, als spürte ich eine Hand auf meinem Arm; die Hand der todten Mutter. Und nie wieder hab' ich das Kind geschlagen. Eine Mutter kann es thun. Das ist eben etwas anderes. Hätte ich die Sicherheit der Mütter. Und diese Sicherheit hab' ich nicht. Ich fühle für das Kind doch nicht so, wie für ein eigenes. Und so fürchte ich immer, daß sie's merken könnte; und daß ich ungerecht sein könnte gegen das Kind der andern. Und das bindet mir die Hände, Frau Anselm. Mein Mann ärzert sich oft über das Mädel und schilt sie und strast sie wohl auch. Er kann es thun, denn er ist ihr Vater. Er hat ihr gegenüber die Sicherheit, die mir fehlt und immer fehlen wird. Nie braucht er sich zu fragen: Wäre ich gegen ein eigenes Kind nicht besser, weicher und nachsichtiger? Es ist eben sein Kind, er hat Vaterrechte auf das Mädel, weil er auch die richtige Vaterliebe für sie hat... Ich kann die richtige, die echte Mutterliebe für das Kind einer andern ja doch nicht haben. Und darum bin ich so schwach gegen sie. Ich fühle mich so hilflos vor ihr... Verzeihen Sie jetzt, warum ich das Kind nicht schlagen kann!“

„Er hat mich genommen, weil ich seiner Todten lieb gewesen und er an mich gewöhnt war und weil ihm das Kleinkind so schrecklich war... Und nach und nach bin ich ihm auch theuer geworden. Heute hängt er sehr an mir, Frau Anselm. Anders als an seiner Todten, die er nicht verassen hat und nie verassen wird, auch wenn er nie von ihr spricht. Aber er kauft an mir. Und das Kind... glaubt, daß ich seine Mutter bin. Wir wollen sie einstecken dabei lassen. Vielleicht später einmal... Doch jetzt soll sie meinen, ihre Mutter zu haben.“

„Also ist das Mädel das Kind der Ersten!“ rief die Greisin aus.